

Anmerkungen zu neuen Schweizerbüchern

Autor(en): **Frisch, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **10 (1942-1943)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759878>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anmerkungen zu neuen Schweizerbüchern

Von Max Frisch

Ein Werk, das wir bereits auf Weihnachten anzeigten, ist hier noch einmal aufzugreifen. Wir verliessen es damals nach den ersten zweihundert Seiten, noch ohne zu wissen, wo das Ganze hinauswollte, aber in der Hoffnung, dass damit ein grosser Wurf gelungen sein könnte, — nämlich das Buch von A. J. Welti:

Wenn Puritaner jung sind (Morgarten Verlag)

Einmal in der Folge seiner Geschichten erzählt es mit grosser Ausführlichkeit, die durch einen ungewöhnlichen Witz der Betrachtung, durch einen Sprudel lebendiger und ursprünglich geschauter Dinglichkeiten nur selten unsere Geduld verscherzt und zum büschelhaften Ueberblättern verleitet, die folgende Szene: Georg von Scharnachtal, einer der drei Freunde, kommt unter grotesken Umständen in das Haus seiner Herkunft, um als Modell bis aufs Letzte ausgezogen, von einer verschmähten Jugendfreundin unbekannterweise gemalt und später als Mensch, dem die Kleider versteckt worden sind, als ein Gefangener seiner Nacktheit, der sich hinter Teppichen versteckt halten muss, Zeuge von geheimen Ereignissen zu werden, die ein gewöhnlicher Sterblicher sonst nicht sieht. Wir sehen natürlich mit ihm. Zum Beispiel kommt Erna, die Lehrerin und Sufragette, die aus Verklemmung und Dünkel ihre Jugend verpasste, um schliesslich und endlich einen Jazzsänger, einem Nigger, anheimzufallen. Fast alle Hauptfiguren des einfallreichen Buches haben nämlich irgendeinen Hochmut abzubüssen, Hochmut des Spiessers, Hochmut des Spötters, Hochmut gegenüber dem eigenen Körper; die überzeugende Marter, die der Entkleidete allein infolge seines allzu natürlichen Zustandes durchmacht, wirkt wie ein Fegefeuer, und wie er dann endlich den Heimweg der Verzweiflung antritt, das heisst, wie er als nackter Mensch morgens um vier Uhr durch die alltägliche Stadt läuft und den Milchmännern, den Strassenbahnschweissern nicht

anders als ein irrendes Gespenst erscheint, — das ist ein Beispiel für die dichterische Grotteske, die Welti immer wieder als sein Bestes gelingt, als das eigentlich Unverwechselbare seiner Gestaltung; es sind wirkliche Funde eines diable boîteux. Wobei das Merkwürdige darin besteht, dass dieser gleiche Welti, der kaum von einer Unwahrscheinlichkeit zurückschreckt, sofern sie ihm Ausblicke auf die lebendige Wahrheit verspricht, im Detail seiner Schilderung von einer erquickenden Gegenständlichkeit, von Wirklichkeitstreue geradezu strotzt. Darin liegt eine starke Eigenart, die, neben ihren lauernden Gefahren, ihre faszinierenden Vorzüge hat; immer wieder gestaltet er das Wahre vorzugsweise durch das Unwahrscheinliche, aber das Unwahrscheinliche hinwiederum erzählt er mit der Miene eines sachlichen Berichtes, mit einer Fülle wacher Beobachtung. Seine Dichtung steckt weniger in der Sprache, die lebendig und unbekümmert, oft auch fahrlässig ist, als in der Fantastik seiner Situationen; diese streifen gelegentlich an das Theater mit seinen zugespitzteren Wirkungen, die Welti ja auch auf der Bühne mit Witz und Begabung und ohne allzuviel geschmackliche Hemmungen handhabt; gelegentlich streifen sie sogar an Kriminalliteratur. International League for Purification of Arts and Pleasures — mit Sitz in Genf natürlich — ist eine solche Erfindung weltischer Prägung, Arabeske des Puritanismus, verkörpert in einem amerikanischen Kauz, der sämtliche berühmten Nuditäten für Unsummen aufkauft, die kostspieligste Sammlung auf Erden, um sie im Fegefeuer zu verbrennen. Er büsst sein Vermögen damit ab, und Bender, ein gescheiterter Maler von schweizerischer Gutgläubigkeit, findet als Bilderstürmer eine unerwartete Lebensstellung dabei, Verdienst und inneres Ziel, auch als er eines Tages den gigantischen Schwindel entdeckt — in einem unterirdischen Atelier nämlich werden die gesammelten Bilder getreulich kopiert, dem Fegefeuer-Amerikaner nur die Kopien geschickt, während man aus den Originalen abermals Geld für putitanische Zwecke gewinnt.

Wo das immerhin ungewöhnliche Buch von Welti eigentlich hinauswill, ist dem Schreibenden auch heute nicht viel klarer. Es will aber etwas. Es ist das Bekenntnis eines Moralisten, wenn auch eines umgekehrten; seine treibende Leidenschaft

ist nicht das predigende Besserwissen, sondern die Skepsis — nicht Skepsis als Weltschmerz übrigens, sondern als Witz einer unbestechlichen Betrachtung. Aber damit ein Mensch überhaupt Grund zur Skepsis hat, muss er nicht schon ein Moralist sein?

*

Ein anderes Buch, das man mit Erwartung in die Hand nimmt, ist der neue Roman von Rudolf Kuhn, bekannt als Verfasser der „Jostensippe“, die als Erstling eines nicht mehr ganz Jungen vor acht Jahren starke Beachtung gefunden hat; sein zweites Buch erschien auf die letzten Weihnachten.

Junge Kräfte grünen (Verlag Eugen Rentsch)

In einem Gelände unverdorbener Natur, wie sie die sentimentalische Sehnsucht unsrer Zeit sich gerne vorstellt, stapft eines Tages ein junger Mann, ein ehrgeiziger und tatenfroher Mann der Technik. Da, wo bisher nur die Vögel hausten und ein Mädchen ritt, eine jüngere ferne Verwandte der Wiechertschen Majorin, erprobt er den Baugrund, steckt ab und misst. Sein Plan gilt einer Fabrik, die den stärksten Sprengstoff herzustellen versuchen wird; Wissenschaft im Dienste des Krieges und des Geldes. Er ist kein Erfinder aus Bosheit, das nicht, nur ist sein technisches Interesse grösser als seine Begriffe von Verantwortung. Verlockungen eines leichten Verdienstes gewinnen die bisher nicht heilige, aber biedere und verwurzelte Bevölkerung. Ein Geistlicher, der dagegen antritt und das gottlose Unterfangen bekämpft, und dann eben das Mädchen, das Naturkind, das den Störefried ihres Kindheitsgeländes hasst, sein Streben aus weiblichem Instinkt missbilligt und ihn als sehr männlichen Mann doch wieder liebt, das sind die wesentlichen Gestalten des Buches, dessen Fragestellung sehr klar ist, darüber hinaus ist sie zeitgemäss, brennend sogar, Kuhn nimmt sich ihrer mit einem deutlichen, gerne etwas feierlichen Ernste an — wir stehen vor dem literarischen Fall, dass eine spannende Fabel, deren dramatische Anlage und Dialektik offen zu Tage liegen, uns vollkommen gleichgültig lässt, sogar langweilt.

Warum? Nichts liesse sich ausführlicher und genauer begründen als Mängel — angefangen bei der Sprache, der fast jede Verdichtung fehlt; sie möchte schlicht sein, vielleicht sogar monumental; sie möchte haben, was ein Max Hunziker, der Maler, der den Umschlag des Buches zeichnete und den wir beispielsweise in seiner Ramuz-Mappe ausserordentlich lieben, in so hohem und bewundernswertem Mass hat, eben das Einfache und Ungebrochene und Lapidare, Grosse, Legendäre. Wir empfinden aber die Sprache dieses Buches eher als eine bemühte Pathetik des Schlichten, und auch seine ganze Geschichte, scheint uns, bemüht sich zu sehr um das Immer-Sinnreiche, als dass sie darüber nicht die Lebendigkeit verlore, die Glaubwürdigkeit, also die Voraussetzung jeder weiteren Teilnahme. Sie bleibt ein Exempel.

*

Von Kurt Guggenheim, der den einen als differenzierter Erzähler, andern vielleicht als begabter Verfasser schweizerischer Drehbücher bekannt ist, erschien eine neue Novelle:

Wilder Urlaub (Schweizerspiegel-Verlag)

Die sehr spannende Erzählung hat unter anderem den Vorzug, dass sie auch in vaterländischen Dingen, wie es die Armee und der Soldat nun einmal sind, den Mut zur Realität vollauf bewahrt. Ein Soldat, dem der Dienst bis oben hinaus verleidet ist, sodass er sogar seinen Feldweibel zu Boden geschlagen und die Flucht ergriffen hat, steht als ertappter Eindringling in der Bude eines Studenten, der bald darauf, bevor Hermelinger die ersehnten Zivilkleider hat entwenden können, als Leutnant heimkommt. So, wie sie einander gegenüberstehen, ist es für beide eine harte Probe. Der junge Offizier, heisst es, sieht wie ein Pfadfinder aus, als er den Waffenrock ausgezogen hat und für Augenblicke ohne Kragen ist. Der andere ist Arbeiter. Eine Kluft, die auch in weniger heiklen Lagen tatsächlich vorhanden ist, wird nicht verleugnet, das Unterschiedliche zweier Leute, die aus verschiedenen Lebensräumen kommen, eine gewisse unüberwindliche Wohlerzogenheit des Studenten, hinter dem bestenfalls Ansätze einer

akademischen Weltanschauung stehen, und auf der andern Seite das Misstrauen des Untergegebenen, eines weitaus gemachteren Mannes, der seine Ueberlegenheit in Sachen des praktischen Daseins fühlt. Ohne Verzerrung, allein mit dem sympathischen Verzicht auf die vaterländische Redensart wird auch das Weitere erzählt, was der Gehetzte in dieser einen Nacht noch erlebt; der Verfasser darf umso offener reden, als er schliesslich — sonst wäre das Buch nicht im Verlag des Schweizerspiegels erschienen — an das Grundgute im Menschen glaubt, an die gesunde Macht einer Ordnung, die den Ausbrecher nach der ereignissvollen Nacht an seinen Platz zurückzwingt, von innen her: Hermelinger meldet sich bei Tagwacht zurück, um zu sehen, dass der vermeintlich erschlagene Feldweibel noch lebt, allerdings mit einem verbundenen Schädel; er ist zufrieden, dass er nur ins Loch muss — es ist also kein Mörder. Gott sei Dank, denkt auch der Leser, denn man hat ihm den Mord nie ganz glauben können, nicht einmal das, dass Hermelinger selber daran glaubte. Hätte er nicht alles viel abgründiger, viel bodenloser durchmachen müssen?

Das Buch liesse sich übrigens gut als Film, als guter Film denken, weil auch das innere Geschehen stark in die sichtbare Gebärde, ins Szenische, in das Detail der Situation verlegt ist; die Art seiner Erzählung ist sehr bewusst — aber sie steht auch dazu, sie spielt nicht die Naive.

*

Zu den naiveren Talenten, denen das Schreiben eher leicht fällt, sodass sie auch zu Zeiten, wo ihre Worte keine eigentliche Dichtigkeit erreichen, weiter erzählen, bis jene sich gelegentlich wieder einstellt, gehört Esther Landolt, deren dritter Roman heute vorliegt.

Ewige Herde (Humanitas Verlag)

Mit Katrin, einer jungen Schweizerin, die aus der Sackgasse ihrer persönlichen Umstände entflohen ist, kommen wir auf eine australische Farm und unter Menschen, die viel einfacher sind, nüchtern, hart und zweckmässig, verbissen in ihren lebenslänglichen Kampf gegen die blinden Schläge einer Natur, die

im Zerstören und Vernichten so verschwenderisch waltet wie im Erzeugen. Tausende von Schafen erliegen dem Frost oder der Hitze; die Vögel folgen den Herden, um den jungen und eben geborenen Lämmern, die sich nicht wehren, immer wieder die Augen auszupicken. Dann wieder kommen die Buschfeuer, die nicht einzudämmen sind — in solchen Schilderungen spürt man das Zwingende einer lebendigen und persönlichen Erfahrung, die der Erzählerin zur Verfügung steht. Eine spitze Zunge hat ihr einmal gesagt, sie schriebe besser von den Schafen als von den Menschen. Auf diesen einzelnen Roman bezogen könnte es stimmen. Das Unmittelbare landschaftlicher Eindrücke, das Erlebnis einer zeitlosen und unabsehbaren Natur, die über die Herden und Steppen hinweggeht wie über die Menschen, ihre Ziele, ihre Pläne, ihre Nöte und Hoffnungen, gibt dem Buch seine dichterischen Werte. Was von den Menschen erzählt wird, soll in jenem grösseren Ganzen untertauchen. Das schon. Ein anderes aber ist es, dass auch die Zeichnung dieser Menschen gegenüber dem landschaftlichen, dem pflanzlichen und tierischen Geschehen eher abfällt, eher belanglos bleibt. Warren zum Beispiel, der Farmer, eine Figur prächtiger Männlichkeit, hält uns als solche lange in stiller Erwartung; wir verlassen ihn aber, ohne dass die Erzählerin wesentliches über sein inneres Bild auszusagen hat. Als Notiz in einem Tagebuch, eben als Aussenansicht, würde er genügen; als Gestalt in einem Roman lässt er uns das Eigentliche, die dichterische Durchleuchtung vermissen. Als Roman ist das Buch in den Ansätzen steckengeblieben. Trotz einiger Dilettantismen, vorallem sprachlicher Art, hinterlässt es den allerdings verschütteten Eindruck einer lebendigen und reichen Erzählergabe.

*

Wo die Fülle des Genies nicht vorhanden ist, lässt sie sich sicher nicht durch Komposition, durch Straffung und Anstrengung der erzählerischen Mittel ersetzen, noch weniger aber durch die Fahrlässigkeit, die sovieler, eigentlich die meisten Erzähler kennzeichnet. Mangelnde Strenge in der Auswahl ist das typische Laster des Romanes. Schiller hat den Roman einen Halbbruder der Dichtung genannt; zweifellos ist es die Gattung, die noch ein Mindestmass an Künstlerschaft zulässt.

Sie kann natürlich, wenn auch nie die höchste, so doch eine echte und reine Dichtung sein; Beispiele sind vorhanden; im Unterschied aber zum Gedicht oder zum Drama lässt sie sich auch schon von einem Nichtkünstler handhaben, ohne dass der geneigte Leser es sofort merkt. Das sind die Romane, wie sie mit einiger Nachempfindung, mit Fleiss, mit einer geschickten Feder und einem durchschnittlichen Mass an ordnender Intelligenz von jedermann geliefert werden könnten. Es fehlt ihnen das Unverwechselbare. Damit aber fehlt ihnen auch jede Notwendigkeit; selbst auf das Bescheidenste bezogen: nicht einmal für ihren Verfasser sind sie notwendig. Und was wäre denn unser Masstab gegenüber einem Kunstwerk, wenn nicht die Frage nach seiner inneren Notwendigkeit? Mit Begabung allein ist noch so wenig getan — wenn unsere Streifzüge nichts anderes als Begabungen suchten, kämen wir aus dem Lobsingen nicht heraus! — Begabung ist selbstverständlich, wie für den Soldaten die Waffe; sie selber bedeutet noch keinerlei Sieg. Kunst ist am Ende doch immer eine Sache des ganzen Menschen, seiner menschlichen Substanz, jedenfalls die Kunst, die wir so dringend suchen — auch in Romanen.